

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 32

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 32
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
10. August
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Mutter und Kind.

Von Friedrich Bodenstedt.

Du prächtig Kind, du frisches, junges Leben!
Mir geht das Herz auf, wenn dein Auge lacht,
Durch dich zu neuem Sein bin ich erwacht. —
Dank, dank dem Himmel, der dich mir gegeben!
O möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!

Wie dunkle Wolken sah ich's um mich schweben
Und außer mir und in mir ward es Nacht:
Da gingst du auf in rosigem Morgenpracht,
In dir verjüngt, seh' ich mich selber leben.
Was mir versagt ward, mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war, in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb, in dir vollenden.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

19

„Mammichen, was müssen wir noch alles lernen. Und was haben wir hier alles, was die Großstadtjungen nicht haben. Wenn wir mit dem Haus fertig sind, kommt das Melken, das Buttern, das Käsemachen und vor Weihnachten die schöne Schweineschlachtereie daran. Dann können wir uns die Gesichter endlich mal mit richtigem Blut beschmieren. Zwischendurch die Winterfischerei auf dem Watt und in den Prielen. Und später die Krabbenfischerei mit dem Schiebeneß in den Borrenprielen. Im nächsten Frühjahr muß auch die Kirchwerft besodet werden. Und beim Pastorenhausbau sollen wir helfen. Weiter kriegt auf der Kirchwerft jeder sein Gartenstück. Dann kommt die Heuernte. Ich weiß schon jetzt kaum, wo wir all die Tage herkriegen sollen. Dabei der Schulunterricht und die Schularbeiten. Woher sollen wir bloß die Zeit nehmen, Langeweile zu kriegen? Und dann: für alles sind wir verantwortlich. Alles sollen wir selbst verwalten. Das kostet manchmal Kopfschmerz, Muttelchen, das kannst du mir glauben.“

„Ja, dir vielleicht“, sagte Frau Nautilus, Dieß lächelnd über den wilden Haarschopf streichend. „Ich glaube nicht, daß die drei übrigen sich so sehr die Köpfe zerbrechen.“

„Ja, sie müssen's aber doch. In den Gerichtssitzungen. Du, Mami, was wohl unsere früheren Klassenkameraden sagen würden, wenn sie wüßten, daß wir uns selbst in den Karzer stecken können.“

„Gottlob, das ist ja bislang noch nicht vorgekommen, mein Junge.“

„Aber nur, weil Maife mit Sitz und Stimme hat. Deshalb bleibt's immer bei einer oder zwei Stunden Straf-

kalfaktern. Was Papa wohl sagen würde, wenn du ihm hinschreibst, daß ein Mädchel Richter und sogar Staatsanwalt sein kann.“

„Ich glaube, es ist ganz gut, daß ein Mädchen mit über eure Sünden abzuurteilen hat. Ihr Jungen würdet euch so verdonnern, daß der Karzer gar nicht kalt würde.“

„Jedes Urteil muß ja vom Meister bestätigt werden. Aber es ist doch schön, daß wir Maife mit drin haben. Manchmal denke ich, wenn in dem Gerichtshof über unsere Indianersache auch eine Frau mit geessen hätte, würden wir doch besser weggekommen sein.“

„Das ist wohl möglich, mein Junge. Hoffen wir, daß die Zeit auch das noch einmal bringt.“

Jetzt kamen Lambert und Karljochen herein:

„Dieß, bei Hochwasser müssen wir doch die Krenper anziehen.“

„Selbstverständlich. Wie können wir sonst unsere Flottille schwimmen lassen. Wo bleibt denn eigentlich dieser Röhlpeter von Peter?“

„Der ist auf den Boden gestiegen“, sagte Lambert. „Er will sich's vom Bodenfenster aus ansehen, wie die Hallig vollläuft, weil es da höher ist.“

Dieß ging hinaus. Maife kam herein.

„Aber Maife!“ rief Frau Nautilus verwundert. „Im Jungenszeug! Was soll das bedeuten?“

„Meine kleinen Schulentlein von Knuts Werft müssen nach Hause, Tante Erdmute. Der Priel tritt gleich über. Ich muß die lütten Maifes über die Brücke bringen. Und damit ich selbst nicht hinunterwehe, habe ich mich mit Hilfe von

Mutter Wabes Kleiderschapp in einen anmutigen Jüngling verwandelt.“

Maife ließ sich von Lambert und Karljochen gehörig bewundern und ging dann wieder hinaus.

Auf der Diele des Nebenhauses rannte sie mit Dieb zusammen.

„Junge, wie siehst du aus! Hast du dich mit einem geprügelt, Dieb?“

„Nein, einer hat Prügel von mir gekriegt“, sagte Dieb wütend. „Peter. Denk' mal, Maife, er saß oben auf dem Boden und rauchte Zigaretten.“

„Natürlich“, rief Maife, „das kann er ja wohl nicht lassen. Du, die hat ihm sicher Papa Kommerzienrat zugesteckt.“

„Kann wohl sein. Du kannst dir nicht vorstellen, Maife, wie wütend ich wurde, als ich ihn da fand. Die Streichhölzer lagen um den Heuklamp man so rum. „Willst du uns das Haus in Brand stecken?“ ging ich auf ihn los. Maife, ich hätte ihm an die Kehle springen können. Unser Haus! Und dann hab' ich ihm die Tade vollgehauen. Gottsjämmerlich, Maife. Und der Feigling ließ es sich ruhig gefallen.“

„Das ist gut“, sagte Maife. „Denn diesmal hätten wir ihn einsperren müssen.“

„Du siehst aber großartig aus, Maife“, sagte Dieb, die verwandelte Freundin mit neugierigen Blicken betrachtend. „Erstens überhaupt, und dann mit deinen Schafstiefeln.“

„Junge, denen zuliebe bin ich ja in Mutter Wabes Jungensheiligentümer reingestiegen“, lachte Maife. „Ich will ja mit euch im Wasser rumtanzen, wenn die Hallig unter ist. Ein größeres Vergnügen kenne ich nicht. Eine Hallig im Sturm ist das Schönste — und das Unheimlichste auf der Welt.“

Bald war die ganze Westküste ein einziges Brandungsmeer. Aus allen Bienen trat das Wasser über die Ufer und lief mit Hunderten und Tausenden blanker Schlangenleiber über die Fenne. Frau Nautilus trat beunruhigt vor die Tür. Pastor Edleffen war nach der Kirchwerft hinübergegangen. Wo blieb er?

Gottlob, da kam er wie ein wandernder Baum die Werft herunter. Der Steg bog sich unter seiner Last in die Flut hinunter, und das Wasser auf der Fenne spritzte unter seinen mächtigen Schritten hoch auf. Nein, diesem Mann taten Meer und Sturm nichts. Der war mit diesen Urgewalten verschwägert.

„Lezte Minute, Edleffen! Nach einer Viertelstunde hätten Sie nicht mehr herübergekonnt.“

„Dann hätte ich den Tag und unter Umständen die Nacht mit meinen Toten verbracht. Keine üble Gesellschaft, liebe Frau Erdmüte. Von Amts wegen alle meine guten Freunde.“

„Ich denke, die Freundschaft wird nicht so eng sein, daß einer oder mehrere hier angelegelt kommen. Ich glaube, ich träume heute Nacht davon.“

„So sollten Sie nichts Schreckliches, sondern Friedliches träumen. Denn so sehen unsere Halligleute noch nach Jahren in ihren Särgen aus.“

„Macht das der Boden?“

„Nein, das Salzwasser, mit dem jede hohe Flut alles durchtränkt.“

„Ich begreife immer mehr“, fuhr Frau Nautilus fort, „daß die Menschen auf diesen Inseln sich nicht vorm Tode fürchten.“

„Woher auch? Sie gehören ja der See an. Noch vor hundert Jahren waren fast alle männlichen Inselriesen Schiffer, Kapitäne, nicht selten große Herren. Mit dem einen Auge blickten sie stets in den Tod und mit dem andern ins Leben.“

„Damit hängt es dann auch wohl zusammen, daß sie alle fromm und die meisten doch wohl auch herzensfromm sind.“

„Wie wäre das anders möglich? Wenn ich zum Beispiel in der Kirche singen lasse:

Mitten in diesem Leben

Sind wir vom Tod umfassen,

so haben sie ja das große, erschütternde Bild der Phantasie, das dem Dichter vorgeschwebt hat, leibhaftig vor Augen.“

„Ich glaube, ich fange an zu begreifen, wie Religionen entstehen.“

„Sicherlich leben Sie jetzt einer ihrer Wurzeln sehr nahe. Meeresvölker und -stämme können gar nicht anders als religiös sein.“

„Vieher Edleffen, ich fühle es immer mehr, ich habe von dieser Hallig noch sehr viel zu lernen.“

„Sie sind ja schon mit allen Kräften dabei. Wabe fühlt sich schon ganz abgesetzt. Daß sich aus Hammelfleisch und Reis, Graupen und Sago, Milch und Eiern solche Wundergerichte bereiten lassen, wie es ihre Hand versteht, hat sie nie für möglich gehalten. Aber wo sind die Jungen?“

„Sie lassen ihre Schiffe schwimmen.“

„Kommen Sie, Frau und Mutter Erdmüte! Wir wollen ihnen dabei zusehen und denken, es seien die ihrer Zukunft.“

In der Werftschuling standen alle vier, dazwischen Maife bis zu den Knien im Wasser, lachten und lärmten und ließen ihre aufgetakelten Rutter segeln.

„Nichts Gefauftes“, sagte Edleffen beifällig nickend. „Alles made in Süderhörn, freiwillige Feierabendarbeit.“

Kaum sah Lambert seine Mutter, so zog er sein Schiff ein und trat zu ihr hin.

„Bekommt du auch keine nassen Füße, mein Lambert?“ fragte Frau Nautilus.

„Natürlich bekommt er die, wenn er sie nicht schon hat“, rief Edleffen und stieg zu seiner Herde ins Wasser.

„Macht es dir keinen Spaß mehr, lieber Junge?“

„Mammi, es hat mir noch gar keinen gemacht.“

„Aber du warst doch so vergnügt.“

„Ja, man tut dann so mit.“

„Hast du Heimweh, mein Junge?“

„Ja, Mama, ich habe Heimweh.“

„Nach unserem Stadthause?“

„Ach — nach allem. Auch nach Papa. Mammi, ich kann mich gar nicht so wie die andern auf Weihnachten freuen. Warum kommt nur Herr Gildenapfel und warum Papa nicht?“

„Der kommt ja dafür Ende Januar. Aber du darfst nicht so viel an Zuhause und an das Vergangene denken, mein Lambert.“

„Ich bin so traurig, daß ich euch so viel Kummer gemacht habe. Vor allem Papa. Der grämt sich doch gar zu schrecklich darüber, daß Diez und ich keine studierten Herren mehr werden können.“

„Lieber Lambert, glaube mir, es ist ziemlich gleichgültig, ob einer später mal Herr Doktor heißt oder nicht. Wenn er nur ein tüchtiger Mann ist. Und wenn du das geworden bist, wird auch Papa wieder Freude an dir haben.“

„Ach, Mammi, ich bin doch nun mal zu Gefängnis verurteilt. Ich komme und komme darüber nicht weg. Und wenn ich ein noch so tüchtiger Mann werde und es kommt später einmal heraus, daß ich ein wegen Diebstahls verurteilter Mensch bin und ins Zuchthaus gemußt hätte, wenn ich über achtzehn Jahre alt gewesen wäre, was hilft dann das? Ich muß dann doch an die Seite treten und mich totschämen.“

„Du hast ein sehr zart empfindendes Gewissen, mein lieber Junge, und dies Gefühl ehrt dich. Aber dein Schuldgefühl darf dich auch nicht schwerer belasten, als die Schuld selbst ist. Darüber mußt du hinauskommen. Die Zeit und der Meister werden dir dabei helfen. Glaube mir, vernünftige Erwachsene denken nicht so unnachlässiglich über solche Jugendtorheiten, wie es dir jetzt vorkommt.“

„Aber deffassiert, wie der Verteidiger sagte, bleibe ich doch. Denke, wenn ich später mal ein Mädchen kennen lernte wie — wie Maife — und ich — na, du weißt schon — und sie sagte dann: Von dir will ich nichts wissen, du hast ja Gefängnisstrafen in deinen Papieren!“

Lamberts Gesicht war ganz rot geworden, und in seinen Augen standen Tränen. Seiner Mutter krampfte sich das Herz zusammen.

„Mein armer lieber Junge“, sagte sie, ihn trotz seiner nassen Kleider an sich pressend, „woher kommen dir solche Gedanken. Die mußt du aber ganz und gar von dir abschleuchen. Ist Maife denn ein einziges Mal unfreundlich gegen dich gewesen?“

„Nein. Das ist es ja gerade. Mammi, weiß Maife, daß wir —“

Frau Nautilius schüttelte den Kopf.

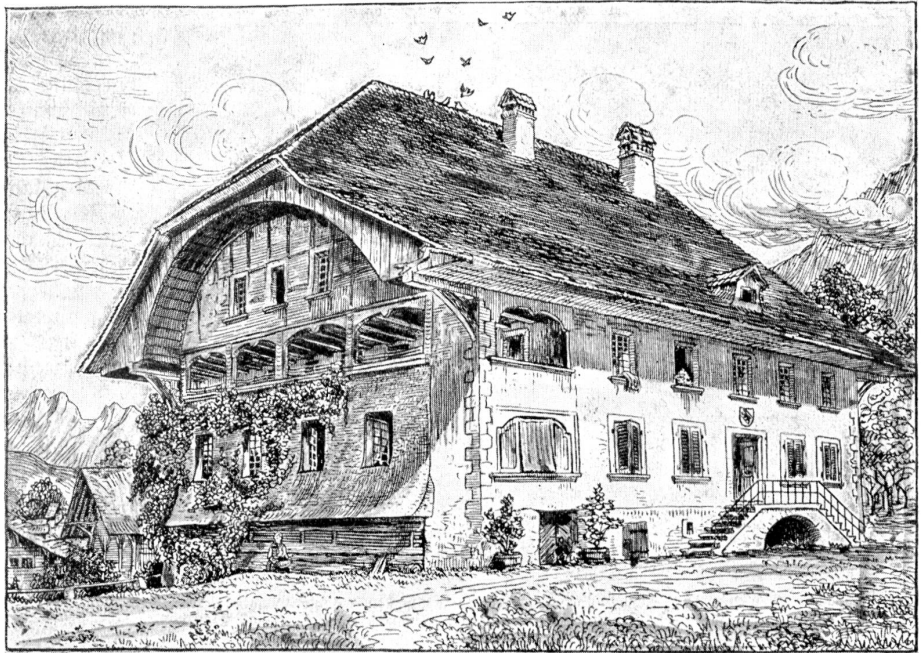
„Sie wird es auch nie erfahren, Lambert. Sie fühlt wie eine Schwester für euch alle und wird es immer tun.“

„Dann sollte Peter aber auch nie anders von ihr sprechen, als ob sie es wirklich wäre.“

„Wenn er das tut, tut er etwas sehr Häßliches“, sagte Frau Nautilius betroffen.

„O, wir andern dulden es auch nicht“, rief Lambert feurig.

„Das ist recht!“ lobte seine Mutter. „Und nun fühle dich wieder langschäftig wie ein angehender Mann und geh' zu den übrigen ins Wasser. Du mußt denken: es sei das Leben, und nur die Langschäftigen kommen durch.“



Bauernwirtschaft zum „Bären“ in Wimmis. (Aus Daud-Boby: Schweizer Bauernkunst.)

31.

Auf Hallig Süderhörn weihnachtete es.

Die Fenne lag im Schnee, die Kante im Eis. In den Wattströmen schoben sich rauschend und knirschend die Schollen. Die roten Ziegelhäuser der Werften hatten sich weiße Mühen aufgesetzt und malten mit dem Rauch ihrer Schornsteinpfeifen dunkelblaue Kringel an den hellblauen Winterhimmel. Auf klingenden Sohlen lief der Frost über den großen Bohl inmitten der Hallig, über die Kethinge und Priele, über die Brücken, in die Häuser und Stallungen. Der Ostwind hatte die Matten frei geblasen, den Sandbänken weiße und den Tiefs schwarze Röcke angezogen; das Meer draußen schob und hob seinen grünlich grauen Krakenleib nur wenig; die großen braunen oder sandweißen Inseln mit ihren Deichen und Dünenketten und das Festland mit seinem fernen Geestrüden waren zu Winterburgen erstarrt, zu rosenroten oder blauen Riesenkristallen umgezaubert, je nachdem Sonne oder Mond mit ihrem Scheinwerferauge sie anstrahlten, und die fliegenden Dreiecke der ziehenden Wildgänse und -schwäne mirakelten über dem Spul. Kurz liefen die Tage, lang funkelten die Nächte, handgroß die Sterne, von links leckte der gewaltige Lichtegel des Amrumfeuers über den frostglitzernden Himmel und von rechts die rosenblassen Zungen des Nordlichts.

„Tante Erdmüte“, sagte Maife, sich anschniegend und auf die Sonne deutend, die wie ein kupferner Berg über dem Festlandsgeest heraufwuchs und das schneeblaue Land wie die blaggrüne See gleichmäßig mit ihrem Rosenmantel überzog, „das haben sie in der Großstadt auch nicht.“

„Nein, Maife, das haben wir dort nicht“, erwiderte Frau Nautilius, von den Farben und der Größe des Bildes bewegt.

„Und wegen Weihnachten hast du doch nun gestern kein Heimweh nach deiner schönen Stadtwohnung gehabt, nicht wahr?“



Abb. 1. Brücken im Centovalli, Tessin. Vorn eine alte Steinbrücke mit beidseitig ansteigender Sahrabahn; hinten die neue Eisenbahnbrücke mit Betongewölbe und Aufbauten mit Mauerwerkverkleidung.

„Ich nicht, Maife — nur Lambert.“

„Aber Peter hätte welches gekriegt und sicher gräßlich genörgelt, wenn Papa Kommerzienrat nicht gekommen wäre. Der feine Mann mit all seinen feinen Sachen!“

„Du, so mußt du nicht sprechen. Das ist ganz einfach ungezogen.“

„Ach, du erziehst mich nachher schon wieder zurecht. Ich mag den Kerl —“

„Maife! Heute ist Weihnacht!“

„Ja, Friede auf Erden. Aber leiden mag ich ihn doch nicht. Und den feinen Scherrebeder Wehstuhl hätte er mir auch nicht zu schenken brauchen.“

„Wie undankbar du bist! Du hattest es damals geäußert, du wünschtest dir einen, um dir all die schönen kleinen Decken und Buntfächer selbst weben zu können. Es war doch sehr aufmerksam.“

„O ja, aufmerksam ist er nun einmal. Das Piano für dich. Ich weiß schon, jetzt kriegst du mich immer zum Bierhändigspielen ran, und ich stümpere doch bloß. Und üben läßt du mich jetzt auch mehr.“

„Maife, das muß sein. Es gehört zur gesellschaftlichen Ausbildung. Ein bißchen äußerlichen Schliff muß sich dieser Aquamarin gefallen lassen. Und ein bißchen Fassung bekommen. Sonst sieht man ihn draußen in der Welt nicht für voll an.“

„Tante Erdmute, es ist doch furchtbar dumm, daß man in die hinaus muß, wenn man so gar keine Lust dazu hat.“

„So sprichst du jetzt, weil die Zungen da sind. Aber du hattest sie schon, und sie wird dir wiederkommen, wenn sie erst fort sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Brücken.

Von Ingenieur Hans Straub.*)

Von allen technischen Bauwerken beeinflussen neben den großen Staumauern wohl die Brücken am meisten das Landschaftsbild durch Lage, Größe und Bedeutung: als talüber-

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz (stark gekürzt) mit Erlaubnis des Verlages dem „Heimatschutz“, Frobenius, A.-G., Basel.

spannende Bogen oder flache Strombrücken verbinden sie Gebiete der Erdoberfläche, die die Natur getrennt hatte. Schon rein formal wirken sie im Landschaftsbild durch die Gegensätzlichkeit ihrer Linien zu denen der Umgebung. Ihre Horizontale wird stärker empfunden in der lotrecht orientierten Gebirgslandschaft, mit ihren steilen Hängen und Felswänden, deren Senkrechte in den Tannen- und Lärchenstämmen hundertfältig wiederholt erscheint. Die Strombrücke im breiten Tal ist wie ein Querstrich, der sich der Stromrichtung entgegenstemmt. So wird die Brücke im Landschaftsbild stets zu einem Angelpunkt von größerer Bedeutung für den Stimmungsgehalt der Landschaft als es der Dimension des Bauwerks entspräche.

Form und Erscheinung der Brücken wird in viel stärkerem Maße durch den verwendeten Baustoff bestimmt als bei jedem andern Bauwerk.

Seit den ältesten Zeiten wurden als Baustoffe für Brücken Stein und Holz verwendet, doch sind die ältesten fast ausschließlich Steinbrücken, da die noch vorhandenen frühmittelalterlichen Holzbrücken fast ausnahmslos dem Feuer zum Opfer gefallen sind. In den Mittelmeerländern, vor allem in Italien, sind noch viele durch Größe und architektonische Wirkung imposante Römerbrücken erhalten. Auch in der Schweiz werden im Volke verschiedene

Brücken als Römerbrücken bezeichnet, doch ist ihre Entstehung meist erst ins Mittelalter anzusehen.

Von mittelalterlichen Brücken haben wir namentlich in den Alpen noch viele Beispiele. Im Wallis und Tessin vertragen jene Brücken italienischen Einfluß, die mit einem einzigen, kühnen, hochgewölbten Bogen den Wasserlauf überspannen, so daß die Fahrbahn sattel- oder giebelförmig von beiden Seiten ansteigt. Wie bei allen mittelalterlichen Neubauten, wurde auch hier nie ein Typus schematisch und gedankenlos verwendet, sondern jedes einzelne Bauwerk mit unfehlbarer Sicherheit den örtlichen Verhältnissen angepaßt; war guter Fels zur Gründung der Widerlager vorhanden, so wölbte man den einzigen Bogen um so höher, während die niedere Lage der Zufahrtswege es mit sich brachte, daß die Fahrbahn von beiden Seiten steil ansteigend zum Bogenscheitel geführt werden mußte, Abb. 1: Alte Brücke im Centovalli. Da damals ausschließlich Fußgänger und Saumrosse oder Maultiere auf den Bergwegen verkehrten, brachte die steile Fahrbahn keine Nachteile mit sich. Wollten die Erbauer über das Notwendige und Nützliche hinaus noch ein übriges tun, so setzten sie auf den Scheitel eine Kapelle mit einem Muttergottesbild, gleichsam um das der Nützlichkeit dienende Werk mit etwas Geistigem zu krönen wie an der Neubrücke bei Stalden im Jemattertal, Abb. 2.

Sie und da allerdings trifft man einen solchen Steinhogen, der das Tal oder den Wasserlauf mit einer so wun-

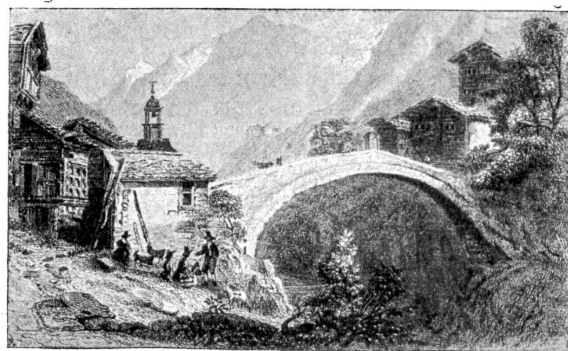


Abb. 2. Brücke zu Stalden, nach altem Stahlbild (Sammlung Curiger). Dieses hoch gewölbte Brückenjoch, weiter gespannt als das Stalpbett, scheint die auseinanderstrebenden Ufer vereinen zu wollen. Die „Neubrücke“ wird gegenwärtig nicht mehr benützt.